

# AUFSÄTZE

*Gerhard Lohfink*

## Die Unbedingtheit und die Faszination im Leben Jesu

Jesus ist eine unablässige Faszination. Die biblische Wissenschaft, der ich mich verschrieben habe, hat an dieser Faszination nichts weggenommen, hat sie nicht zerstört. Im Gegenteil: Je mehr ich mich wissenschaftlich – und das heißt ja auch: kritisch! – mit den Texten der Evangelien beschäftigt habe, desto farbiger und leuchtender ist das Bild von Jesus geworden. Es ist freilich kein versüßtes Bild, in dem alles harmonisch und geglättet ist. Jesus konnte sehr hart sein. Ihm selbst sind Konflikte nicht erspart geblieben, und er führt diejenigen, die ihm nachfolgen wollen, notwendig in Konflikte hinein.

»Dieser ist gesetzt zum Fall und zur Aufrichtung vieler in Israel und zu einem Zeichen des Widerspruchs« (Lk 2,34) – so wird bereits über das Kind prophezeit, und als das Kind dann ein Mann geworden ist, sagt dieser über sich selbst: »Glaubt ja nicht, ich sei gekommen, den Frieden auf der Erde zu verbreiten. Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu verbreiten, sondern das Schwert« (Mt 10, 34). Der Konflikt beginnt bereits in der Jugend Jesu – als der Zwölfjährige, wohl zum ersten Mal, mit seinen Eltern zum Osterfest von Galiläa hinauf nach Jerusalem zieht: »Als er zwölf Jahre alt war und seine Eltern der Festsitte entsprechend nach Jerusalem hinaufgezogen waren, und als die Tage des Festes zu Ende gegangen waren, da blieb der junge Jesus, während seine Eltern heimkehrten, in Jerusalem, und sie merkten es nicht. Weil sie der Meinung waren, er sei bei der Reisegesellschaft, gingen sie einen Tagesmarsch weit und suchten ihn dann bei den Verwandten und Bekannten. Als sie ihn nicht fanden, kehrten sie nach Jerusalem zurück und suchten ihn dort. Und es geschah: Nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel. Er saß mitten unter den Lehrern, hörte ihnen zu und fragte sie . . . Und als sie ihn erblickten, waren sie außer sich, und seine Mutter sprach zu ihm: Kind, warum hast du uns das angetan? Siehe, dein Vater und ich suchen dich voller Angst. Da sprach er zu ihnen: Wie konntet ihr mich suchen? Wußtet ihr denn nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist? Sie aber verstanden nicht das Wort, das er ihnen sagte« (Lk 2,42–50).

Im ersten Augenblick meint man, dieser Text schildere nur ein Mißverständnis

zwischen Jesus und seinen Eltern: Jesus verliert seine Eltern in Jerusalem. Die Stadt ist ja zum Osterfest von Wallfahrern und Besuchern überfüllt. 25 000 Einwohner hat Jerusalem damals, aber über 100 000 Wallfahrer kommen jedes Jahr zum Osterfest in die Stadt. Das bedeutete für die enge und verwinkelte Stadt: unübersehbare Menschenmassen in den Straßen und auf den Plätzen; riesige Pilgerlager im Freien vor den Stadtmauern; ständiges Kommen und Gehen von Karawanen; Gedränge, Geschiebe, Durcheinander. Und in diesem Durcheinander hat man sich am Ende des Festes verloren. Maria und Josef meinen, ihr Kind sei schon mit Verwandten oder Bekannten auf dem Rückweg. So treten auch sie den Rückweg an, fragen überall, ziehen Erkundigungen ein, kehren voll Angst und Unruhe wieder in die Stadt zurück und suchen ihn dann dort weiter – in einer Stadt, die noch immer überfüllt ist von Pilgern aus der ganzen Welt – und finden ihren Sohn dann endlich am dritten Tag, irgendwo auf dem riesigen Tempelplatz. Wie es scheint, ein Mißverständnis; das, was Eltern immer wieder erleben: ein Kind ist im Gedränge verlorengegangen.

Und doch viel mehr! Man braucht den Text ja nur genau zu lesen, so sieht man sofort, daß hier zwar ein Mißverständnis stattgefunden hat – aber ein Mißverständnis, das sehr tief geht und das durch das Wiederfinden Jesu nicht aufgehoben wird: Maria und Josef verstehen ihr Kind nicht mehr. Denn sie finden Jesus ja nicht weinend und umherirrend und verloren irgendwo, sondern sie finden ihn im Tempel unter Erwachsenen, bei einer Gruppe von Theologen, die sich in einer der Hallen des äußeren Tempelvorhofs zum Disputieren auf den Boden gesetzt hat.

Wir können nur von weitem ahnen, was im Herzen des zwölfjährigen Jesus in diesen Tagen in Jerusalem vor sich gegangen ist. Eine unnennbare Sehnsucht muß in ihm aufgebrochen sein; eine tiefe Sehnsucht nach Gott; eine tiefe Sehnsucht, dort zu sein, wo Gott angebetet wird; eine tiefe Sehnsucht, das Buch kennenzulernen, in dem von Gott gesprochen wird; eine tiefe Sehnsucht, nur noch und ausschließlich den Willen dieses Gottes zu tun, der ihm plötzlich so nahe ist. Vielleicht bricht damals auch zum ersten Mal das klare, nie mehr zu erschütternde Wissen in ihm auf, daß dieser Gott in einem letzten und alles übersteigenden Sinn sein Vater ist. Jedenfalls kann Jesus nur noch eines: den Willen Gottes tun. Er muß in Jerusalem bleiben, er muß im Tempel sein, er muß den Schriftgelehrten zuhören, er muß dort sein, wo es um Gott geht und wo Gott ist.

Seine Eltern haben von all dem keine Ahnung. Sie verstehen Jesus nicht. Wir dürfen voraussetzen, daß sie guten Willen haben, daß sie Einfühlungsvermögen besitzen, daß sie gute Eltern sind. Und trotzdem: sie verstehen Jesus nicht. Als sie ihn gefunden haben, sind sie tief erschrocken, und Maria sagt: »Kind, warum hast du uns das angetan? Siehe, dein Vater und ich suchen dich voller Angst.« Wenn Maria das sagt, dann meint sie es auch so. Es ist ein sehr ernstes Wort an ihr Kind. Mit Schmerzen und Angst haben die Eltern Jesus gesucht. Erst am

dritten Tag haben sie ihn gefunden. Für Eltern, deren Kind vermißt wird, sind drei Tage eine Ewigkeit.

Die Antwort Jesu auf den Vorwurf seiner Mutter geschieht aus einer tiefen Sicherheit heraus; aus einer letzten Selbstverständlichkeit, den Willen Gottes getan zu haben; aus einer Selbstverständlichkeit, die so tief geht, daß die Antwort fast rücksichtslos wirkt: »Wie konntet ihr mich suchen? Wußtet ihr denn nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?«

Es gibt im Leben Jesu einen Gehorsam, der noch tiefer reicht als sein Gehorsam gegenüber den Eltern: der Gehorsam gegenüber Gott. Jesus hat diesen Sohnesgehorsam gegenüber Gott später mit einer tiefen Freude, aber auch in einer letzten Radikalität gelebt. Vielleicht hat Jesus den Ruf Gottes in diesen letzten Gehorsam hinein damals im Jerusalemer Tempel zum ersten Mal in aller Deutlichkeit vernommen. »Wie konntet ihr mich suchen? Wußtet ihr denn nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?«

Josef und Maria haben dieses Wort Jesu zunächst nicht verstanden. Ausdrücklich sagt der Text: »Sie verstanden nicht das Wort, das er ihnen sagte.« Damit ist klar: Nicht um ein zufälliges Mißverständnis geht es, sondern um ein tiefes Nichtverstehen. Maria und Josef können nicht verstehen, was in ihrem Kind vorgeht.

In dieser Begebenheit, damals bei der Wallfahrt nach Jerusalem, spiegelt sich schon und bahnt sich schon an, was dann zwanzig Jahre später beim öffentlichen Auftreten Jesu ganz zutage tritt: Jesus hat sein Vaterhaus verlassen. Er hat seine Familie verlassen. Er hat um sich eine Gruppe von Jüngern gesammelt, die wie er ihre Familie verlassen haben. Jesus kennt nur noch eine Aufgabe: das Reich Gottes zu verkünden. Er lebt nun endgültig jenen letzten und radikalen Sohnesgehorsam vor Gott, der sich schon in dem Zwölfjährigen angekündigt hatte und der noch tiefer reicht als alle Bindungen an eine Familie. »Wer den Willen Gottes tut, der ist mir Bruder, Schwester und Mutter« (Mk 3,35).

Was mag Maria empfunden haben, als Jesus sie verließ, um nie mehr zurückzukehren? Was mag sie empfunden haben, als man in Galiläa immer mehr von Jesus zu erzählen begann, von seiner Verkündigung des nahen Gottesreiches, von seinem Kampf gegen jede falsche Frömmigkeit, von seinem radikalen Aufruf zur Umkehr, von seinem Anspruch, im Namen Gottes zu reden? Was mag Maria empfunden haben, als sie hörte, daß die Volksscharen um Jesus zusammenströmten und daß ihr Sohn zum Gespräch des ganzen Landes wurde?

In Mk 3,21 ist uns einer der ganz wenigen Texte überliefert, der Licht wirft auf die Situation in der Familie Jesu. Er lautet wörtlich: »Als seine Angehörigen das erfuhren, brachen sie auf, um ihn zu ergreifen, denn sie sagten: Er ist verrückt geworden!« Was steht hinter dieser Nachricht? Wir dürfen nicht vergessen, was im Orient die Bindung an die Familie, an die Verwandten, an den Clan, bedeutet. Man ist gebunden an die eigene Familie, man ist ihr verantwortlich. Offensichtlich hat Josef zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr gelebt. Er wird in den Evange-

lien nicht mehr genannt. Die älteren Verwandten Jesu haben das Sagen. Hier handelt nun offensichtlich die Familie Jesu, repräsentiert durch die älteren Verwandten. Die Familie hat beschlossen, Jesus mit Gewalt zurückzuholen; er soll der Familie nicht länger Schande machen. Seine Angehörigen halten sein Auftreten für Unfug und Irrsinn. Diese ablehnende Haltung der Familie Jesu wird bestätigt durch Joh 7,5, wo es heißt: »Seine Brüder glaubten nicht an ihn.« Mehr sagen die Evangelien nicht, aber es fällt nicht schwer, sich die Außenseiterrolle Jesu auszumalen. Er stößt mit seinem Anspruch und seiner Botschaft in der eigenen Familie auf Unglauben und Ablehnung. Wie hat sich Maria in dieser Situation verhalten? Hat sie noch immer nicht verstanden, so wenig wie damals bei der Wallfahrt nach Jerusalem? Oder hat sie selbst der Botschaft ihres Sohnes von Anfang an mit unerschütterlichem Herzen geglaubt? Das Markusevangelium sagt darüber nichts. Es erzählt uns nur im Anschluß an die Nachricht, daß die Angehörigen Jesus mit Gewalt nach Hause zurückholen wollten, das Folgende:

»Da kamen seine Mutter und seine Brüder; sie blieben draußen stehen und ließen ihn herausschreien. Viele Leute saßen um ihn herum, und man sagte zu ihm: Deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wollen dich sehen. Er aber antwortete ihnen: Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder? Und er blickte auf die Menschen, die im Kreis um ihn herumsaßen und sprach: Das ist meine Mutter und das sind meine Brüder. Wer den Willen Gottes tut, der ist mir Bruder, Schwester und Mutter« (Mk 3,31–35).

Dieser Text zeigt die Unbedingtheit Jesu. Wenn es um seinen Auftrag und damit um den Willen Gottes geht, läßt er sich durch niemanden, auch nicht durch die eigene Familie hindern. Dann bleibt nur der Konflikt. Jesus ist hier mit einer letzten Unbedingtheit und Geradlinigkeit seinen Weg gegangen. Diese Unbedingtheit und Geradlinigkeit fordert er dann freilich auch von denen, die ihm nachfolgen. Gerade der Ruf Jesu an andere, ihm nachzufolgen, kann mit sehr großer Dringlichkeit und Unbedingtheit ausgesprochen werden. Ich bin überzeugt: darin spiegelt sich dann noch etwas von der Unbedingtheit und dem Ernst, mit dem Jesus gegenüber der eigenen Familie seinen Weg, den Weg im Dienst des Gottesreiches, gegangen ist. Dies zeigt ein weiterer Text der Evangelien, nämlich Lk 9,57–60:

»Unterwegs begegneten sie einem Mann. Er redete Jesus an und sagte zu ihm: Ich will dir folgen, wohin du auch gehst. Da antwortete ihm Jesus: Die Füchse haben ihren Bau und die Vögel ihr Nest; der Menschensohn aber hat nichts, wohin er sein Haupt legen kann.« Das heißt: Wenn du mir nachfolgen willst, wenn du ganz für das Gottesreich leben willst, dann wird es dir so gehen wie mir selbst: Du wirst kein Nest mehr haben, voll Nestwärme und Geborgenheit. Du wirst keinen Bau haben, in dem du behütet und beschützt bist. Du wirst keine Familie mehr haben; keine Verwandtschaft; keine Heimat; nichts, wohin du dein Haupt legen kannst.

Aber der Text geht weiter und wird noch viel härter: »Zu einem anderen sagte Jesus: Folge mir nach! Der erwiderte: Laß mich zuerst noch heimgehen und meinen Vater begraben. Jesus aber sagte zu ihm: Laß die Toten ihre Toten begraben. Du aber geh und verkünde das Reich Gottes!«

Dieses Wort ist von einer erschreckenden Radikalität. Man versteht das ganze Ausmaß seiner Radikalität allerdings erst, wenn man sich klarmacht, was es im Judentum bedeutete, seine Eltern zu begraben, beziehungsweise sie nicht zu begraben. Es ging dabei um eines der Zehn Gebote, und zwar um das vierte Gebot. Dieses lautet bekanntlich in seiner vollen Fassung: »Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest in dem Land, das der Herr, dein Gott, dir geben wird« (Ex 20,12). Was bedeutet hier ursprünglich: »Du sollst deine Eltern ehren.«? Ist das ein Allerweltswort oder ist damit etwas ganz Bestimmtes gemeint? Für unser Bewußtsein ist ja das vierte Gebot vor allem etwas für kleine Kinder; diese sollen brav sein zu ihren Eltern. Das ist aber nicht sein damaliger Sinn. Das vierte Gebot richtet sich ursprünglich an erwachsene Kinder, und zwar an die erwachsenen Kinder betagter Eltern. Die Eltern »ehren« meint ganz konkret: Altersversorgung und Begräbnis. Die zentrale Bedeutung des vierten Gebots in dieser konkreten Form wird deutlich, wenn man sich klarmacht, daß eine Altersversorgung damals eben nicht durch öffentliche Einrichtungen, sondern ausschließlich durch das Verhalten der Kinder gewährleistet war und daß weiterhin das rite vollzogene Begräbnis in der alten Welt eine für uns kaum noch vorstellbare Bedeutung hatte. Einem Hingerichteten das Begräbnis zu verweigern, galt in der Antike als furchtbare Strafe. Wie ernst der Dienst an den Toten im damaligen Judentum genommen wurde, zeigt auch die Tatsache, daß die Toten zu begraben als das wichtigste gute Werk galt. Die Forderung Jesu verstieß also gegen Pietät und Sitte, mehr noch, sie verstieß gegen das vierte Gebot selbst. Es gilt, was Martin Hengel in einer meisterhaften Untersuchung zu unserem Text feststellt: »Es gibt kaum ein Jesus-Logion, das in schärferer Weise gegen Gesetz, Frömmigkeit und Sitte in einem verstößt als Mt 8,22 = Lk 9,60« (M. Hengel, Nachfolge und Charisma, Berlin 1968, 16).

Zu beachten ist aber nicht nur die Sache, gegen die Jesus verstößt, sondern auch die Härte seiner Sprache. »Laß die Toten ihre Toten begraben« – damit sind Tote im übertragenen Sinn gemeint; Menschen, die sich durch Jesu Botschaft vom nahen Gottesreich nicht treffen lassen. »Laß doch diese Toten da ihre Toten begraben«, sagt Jesus. Wie ist diese unerbittliche Härte, ja Rücksichtslosigkeit Jesu zu beurteilen?

Zunächst muß gesagt werden, daß da ein ganz bestimmtes, konkretes Geschehen geschildert wird. Das Jesuswort will keineswegs generell zur Aufhebung des vierten Gebotes aufrufen. In anderen Situationen hat Jesus unter Umständen genauso klar und hart die Pietät gegenüber den Eltern gefordert, vgl. Mk 7,8–13. Aber hier, in dieser bestimmten Situation, wo einer Jesus nachfolgen soll und

erst noch anderes, höchst Richtiges und Wichtiges voranstellen will, sagt ihm Jesus mit befremdender Härte: »Laß die Toten ihre Toten begraben.« Woher hat Jesus das Recht, so etwas zu fordern? Wie kann er ein solches Vergehen gegen Pietät und Gesetz begründen? Nur mit einem: mit dem Dienst am Reich Gottes. Das Reich Gottes ist nahe. Es drängt heran. Es will den Menschen ergreifen und es fordert ihn ganz. Das Reich Gottes und seine Notwendigkeiten kann den Verzicht auf alle menschlichen Rücksichten und Bindungen erforderlich machen. Deshalb: »Laß die Toten ihre Toten begraben, du aber geh hin und verkünde das Reich Gottes.«

Man muß an dieser Stelle wohl einen Augenblick haltmachen. Es stellt sich nämlich jetzt, unaufschiebbar, die schwerwiegende Frage: Ist denn diese Härte der Forderung Jesu, ist der Satz, die Toten ihre Toten begraben zu lassen, nicht unmenschlich? Ist das wirklich groß und faszinierend? Kann uns das berühren? Suchen wir nicht einen milden Jesus, einen Jesus, der Geduld mit den Menschen hat, der alles versteht, der den Menschen Zeit läßt, der auf uns und unsere Gebrechlichkeit Rücksicht nimmt, einen Jesus, der götig und barmherzig ist?

Es ist gar keine Frage: Auch diesen Jesus gibt es; den Jesus, der den Verlorenen nachgeht, der sich der Sünder annimmt, der den Verzweifelten die Barmherzigkeit Gottes zuspricht. Diesen Jesus gibt es wirklich. Aber wir müssen zunächst auch die hier geschilderte Seite sehen: den Jesus, der unbeirrbar seinen Weg geht und dem der Wille des Vaters alles bedeutet; der sich auch durch seine Familie nicht von seinem Auftrag abbringen läßt; der zum Stein des Anstoßes wird; der radikal und fordernd in die Nachfolge ruft.

Aber ist hier der Mensch nicht überfordert? Noch einmal: Ist das alles nicht unmenschlich? Wird man nicht hart und rücksichtslos oder furchtbar verkrampft, wenn man so lebt? Woher soll man die Kraft haben zu einer solchen Nachfolge? Vor allem: Wie ist Jesus selbst mit einem solchen Leben fertig geworden? Ist er damit fertig geworden?

Diese Fragen scheinen mir äußerst wichtig. Ich versuche sie zu beantworten, indem ich nun im folgenden auf ein Gleichnis zu sprechen komme, das ein ganz entscheidendes, ja zentrales Gleichnis zu sein scheint, wenn man Jesus und seinen Ruf zur Nachfolge richtig verstehen will. Gemeint ist das Doppelgleichnis vom Schatz im Acker und von der kostbaren Perle, das uns in Mt 13,44-46 überliefert ist. Es lautet:

»Mit dem Himmelreich verhält es sich wie mit einem Schatz, der in einem Acker vergraben war. Ein Mann entdeckte ihn, grub ihn sofort wieder ein, ging in seiner Freude hin, verkaufte alles, was er besaß, und kaufte den Acker.

Weiter verhält es sich mit dem Himmelreich wie mit einem Kaufmann, der wertvolle Perlen sucht. Als er eines Tages eine besonders kostbare Perle fand, ging er hin, verkaufte alles, was er besaß, und kaufte sie.«

Zunächst zur Bildhälfte: Beim Gleichnis vom Schatz im Acker wird etwas als selbstverständlicher zeitgeschichtlicher Hintergrund vorausgesetzt, das bei uns heute keine Rolle mehr spielt: das Verstecken von Schätzen. Damals war es an der Tagesordnung. Es gab ja praktisch keine Sparkassen, keine Banktresore und im allgemeinen auch keine einbruchsicheren Häuser. Beim Durchschnittshaus in Palästina konnte man sich durch die Lehmwände buchstäblich hindurchgraben. Der Fachausdruck für Stehlen hieß geradezu: »sich hindurchgraben«. Andererseits waren Krieg, Plünderung, Raub und Überfall sehr häufig. Aus diesem Grund wurden wertvolle Gegenstände in einer für uns nicht mehr vorstellbaren Häufigkeit versteckt und vergraben. So konnte es nun wiederum sehr leicht vorkommen, daß infolge von Kriegsereignissen einmal versteckte Schätze nicht mehr gehoben wurden und in Vergessenheit gerieten. Es war damals also wirklich möglich, auf einem Feld draußen einen vergrabenen Schatz zu entdecken. Es gab sogar Leute, die sich auf das Suchen vergessener Schätze spezialisiert hatten. Sie bildeten sozusagen einen eigenen Berufszweig. Es gab für sie im damaligen Judentum drei termini technici. Sie hießen: »Erdaufwühler«, »Balkenaufbrecher« oder »Wandabklopfer«.

Soviel zum allgemeinen Hintergrund des ersten Gleichnisses. Die Gleichnishandlung selbst haben wir uns etwa folgendermaßen vorzustellen: Ein armer Tagelöhner arbeitet auf einem Acker. Daß es sich um einen Tagelöhner handelt, läßt sich daraus schließen, daß ihm der Acker nicht selbst gehört. Er muß ihn erst kaufen. Daß der Mann sehr arm ist, geht daraus hervor, daß er alles verkaufen muß, was er hat, um den Acker kaufen zu können: sein armseliges Haus, das Hausgerät, einige Werkzeuge.

Wahrscheinlich beim Pflügen ist dieser Tagelöhner mit seinem Holzpflug auf den Schatz gestoßen, vielleicht einen Tonkrug voll Silbermünzen oder voll Edelsteinen. Nachdem er sich von dem ungeheuren Wert überzeugt hat, deckt er eilends wieder Erde auf den Fund. Verstohlen blickt er sich um, ob ihn auch niemand beobachtet hat. Dann macht er in einer unsäglichen Freude und Faszination alles, was er überhaupt besitzt, zu Geld und kauft den Acker.

Damit geht er juristisch sicher, daß ihm nachher niemand den Besitz des Schatzes anfechten kann. Daß er alles verkaufen muß, was er besitzt, stört ihn überhaupt nicht. Er weiß ja, daß er sich von dem ungeheuren Wert, der ihm durch den Kauf zufällt, in Zukunft alles leisten kann, was er nur will.

Bestimmt haben die damaligen Zuhörer bei dem wohl ausführlich erzählten Gleichnis atemlos zugehört. Schatzsuchergeschichten fanden schon immer höchstes Interesse. Unwahrscheinlich, daß Jesus dieses Interesse schon vorher dämpfte, indem er ankündigte, bei der folgenden Geschichte handle es sich um ein Gleichnis vom Gottesreich. Vielleicht hat er das auch am Ende des Gleichnisses noch nicht getan, sondern zunächst noch eine zweite Geschichte erzählt – die von der kostbaren Perle.

Das Milieu ist diesmal ein ganz anderes. Kein armer Tagelöhner steht im Mittelpunkt, sondern ein reicher Großkaufmann. Denn der Kaufmann des Gleichnisses ist nicht ein kleiner Krämer, ein *kápēlos*, sondern ein *émporos*, ein Großhändler. Die Geschichte spielt nicht auf dem Land, sondern höchstwahrscheinlich auf einer Handelsreise. Der Großkaufmann ist Spezialist für Perlen, er handelt mit ihnen, er ist ständig auf der Suche nach ihnen. Auch hier sollte man noch zum Verständnis des Gleichnisses wissen, daß Perlen in der Antike äußerst begehrt waren; sie waren das, was bei uns heute große Diamanten sind. Für Spitzenexemplare wurden Millionen bezahlt.

Eines Tages stößt nun der Kaufmann des Gleichnisses auf ein Exemplar von ganz seltener Größe und Schönheit. Der betreffende Perlenfischer oder der Zwischenhändler verlangt zwar bereits sehr viel dafür. Aber der Perlenspezialist weiß: An der richtigen Stelle und zur richtigen Zeit wird er für diese eine Perle eine schwindelerregende Summe erhalten. Und so verkauft er seinen ganzen Besitz, alles, was er überhaupt flüssig machen kann, um der einen Perle willen. Selbstverständlich erwirbt er die Perle nicht, um sie seiner Frau zu schenken oder um sie als Prachtstück seiner Sammlung von Zeit zu Zeit mit Genuß zu betrachten, sondern er kauft sie, um sie weiterzuverkaufen. Es wird *das* Geschäft seines Lebens.

Erst an dieser Stelle hat Jesus dann wohl die Ebene des Erzählens verlassen und seinen Zuhörern gesagt: Genauso wie mit dem verborgenen Schatz und wie mit der kostbaren Perle verhält es sich mit dem Reich Gottes. Beachten wir wohl: Jesus sagt nicht: Das Reich Gottes *ist* eine kostbare Perle oder das Reich Gottes *ist* ein verborgener Schatz. Nein, Jesus sagt: Mit dem Reich Gottes verhält es sich wie mit der ganzen Geschichte, in der ein armer Tagelöhner einen kostbaren Schatz findet, und mit dem Reich Gottes verhält es sich wie mit der ganzen Geschichte, in der ein reicher Kaufmann mit einer unendlich kostbaren Perle sein Glück macht.

Joachim Jeremias schreibt in seinem bekannten Gleichnisbuch zu unserem Doppelgleichnis folgendes: »Meist werden die beiden Gleichnisse so verstanden, als ob Jesus in ihnen die Forderung nach der vorbehaltlosen Hingabe entfalte. In Wahrheit hat man sie überhaupt nicht verstanden, wenn man in ihnen an erster Stelle eine zu heroischer Tat aufrufende Forderung sieht. Die entscheidenden Worte sind vielmehr: ‚Vor Freude ging er hin.‘ Wenn die *große*, alles Maß übersteigende Freude einen Menschen faßt, dann reißt sie ihn fort, erfaßt sie das Innerste, überwältigt sie den Sinn. Alles verblaßt vor dem Glanz des Gefundenen. Kein Preis erscheint zu hoch. Die besinnungslose Hingabe des Köstlichsten wird zur blanken Selbstverständlichkeit. Nicht die Besitzhingabe der beiden Männer ist das Entscheidende, sondern der Anlaß zu ihrem Entschluß: das Überwältigtwerden durch die Größe ihres Fundes. So ist es mit der Königsherrschaft Gottes. Die frohe Botschaft von ihrem Anbruch überwältigt, schenkt die große Freude . . . wirkt die leidenschaftlichste Hingabe« (J. Jeremias, Die Gleichnisse Jesu, 71965, 199).



Ich kann der Auslegung von Joachim Jeremias nur zustimmen: Das »er ging vor Freude hin« ist unübersehbar. Es geht hier nicht in erster Linie um den Ernst der Entscheidung. Es geht auch nicht in erster Linie um den restlosen Einsatz. Es geht vor allem um die verlockende Faszination des nahen Gottesreiches. Dieses ist so verlockend und faszinierend, daß man eigentlich gar nicht zu überlegen braucht.

Mir scheint, daß die Gleichnisse vom Schatz und von der Perle einen Schlüssel darstellen, mit dessen Hilfe wir Jesus selbst besser und tiefer verstehen können. Jeder wirklich gute Text, den jemand spricht oder schreibt, ist ja in einer gewissen Weise immer autobiographisch. Das gilt auch für dieses Doppelgleichnis. Hier hat Jesus etwas von seiner eigenen Geschichte und von der Grundentscheidung seines eigenen Lebens erzählt – vielleicht ganz unbewußt, vielleicht auch bewußt, dann aber mit größter Zurückhaltung und mit größtem Takt. Jesus selbst hat alles hergegeben um des Gottesreiches willen. Er hat auf die Geborgenheit einer Familie und eine Ehe verzichtet. Er hat verzichtet auf die Freude, Kinder zu haben. Er hat darauf verzichtet, ein Haus oder Eigentum oder sonstige Sicherheiten zu haben. Was noch viel schwerer wiegt: Er hat darauf verzichtet, sich selbst in den Mittelpunkt zu stellen und so religiöse Macht auszuüben, die sicher die sublimste und gefährlichste Art von Macht überhaupt ist. Jesus lebt nicht seiner eigenen Person hingegeben, sondern ganz und ausschließlich der Sache Gottes hingegeben.

Das Entscheidende ist nun aber gerade, daß ihn diese Grundentscheidung nicht zu einem bedrückten und zerquälten Menschen gemacht hat, aus dem die Angst spricht, zu kurz gekommen zu sein, oder zu einem Menschen, der den Verzicht, mit dem er selbst nicht fertig wird, in Aggressionen gegen andere umsetzt. Jesus ist ein Mann von einer unerhörten Freiheit. Er ist nicht der Typ des Zerquälten, des Verbissenen, des Unzufriedenen oder des zu kurz Gekommenen. Er ist auch nicht der Typ des tragischen oder des heroischen Menschen. Er bietet nicht all die verschiedenen traurigen Bilder derjenigen, die mit ihren eigenen Idealen und Entscheidungen nicht fertig werden. Jesus bleibt bis zum Ende ein freier Mensch – trotz der Radikalität, mit der er seinen Weg geht. Er bleibt bis zum Ende ein Mann voller Hingabe und Menschlichkeit.

Ich bin der Meinung, daß uns das Doppelgleichnis vom Schatz und von der Perle den Schlüssel für die innere Freiheit und Ungebrochenheit Jesu an die Hand gibt: Jesus hat zwar alles hergegeben und gibt bis zum Ende alles her – am Ende muß er ja sterben –, aber er tut es wie der Tagelöhner und wie der Kaufmann, die keinen Augenblick lang dem Verlust ihres alten Eigentums nachtrauern, sondern die beide in einer unsagbaren Freude und Faszination handeln. Vor dem Glanz des Gefundenen verblaßt alles andere. Nur in diesem Zusammenhang wird die Ehelosigkeit Jesu verständlich und begreifbar. Wenn Jesus ehelos blieb, dann nicht aus Verachtung der Geschlechtlichkeit, nicht aus einem Fehlverhältnis zur Leiblichkeit des Menschen, nicht aus einer geheimen Angst vor dem Wesen der Frau,

sondern einfach deshalb, weil mit ihm das geschehen war, was er im Gleichnis vom verborgenen Schatz und der kostbaren Perle erzählt: er war ergriffen und überwältigt von dem Glück des Gottesreiches. Und zwar nicht eines Gottesreiches, das irgendwann einmal kommt, sondern das jetzt schon verborgen da ist, das man jetzt schon gewinnen kann, das man jetzt schon eintauschen und einhandeln kann.

Ich habe die letzten Sätze ganz bewußt so formuliert, denn dieser Sachverhalt ist äußerst wichtig. Jesus meint mit dem Gottesreich nicht einfach das, was wir unter »Himmel« verstehen, also etwas Fernes, Entrücktes, Unvorstellbares. Nein, das Gottesreich ist für ihn das Sichdurchsetzen der Herrschaft und der Macht, aber auch der Liebe und Güte Gottes *hier in dieser Welt*, bis die Welt ganz verwandelt ist und Gott selbst mitten in der Welt aufleuchten kann. Jesus verkündet, daß dieses Reich Gottes schon verborgen da ist, daß man es jetzt schon gewinnen kann, daß man in einer geheimnisvollen Weise jetzt schon in ihm leben kann, daß man den Schatz im Acker jetzt schon finden und die kostbare Perle jetzt schon kaufen kann. Das Reich Gottes ist euch schon nahe, sagt er. Es ist schon mitten unter euch. Glaubt doch an diese frohe Botschaft.

Damit bekommt nun aber das Leben dessen, der Jesus nachfolgt, um das Reich Gottes zu finden, eine geheimnisvolle Spannung, eine wunderbare Paradoxie: Auf der einen Seite ist es möglich, daß er alles verliert: sein Leben, seine Heimat, seine Familie, sein Eigentum, all das, was die Mehrzahl der Menschen für so unendlich wichtig hält. Das ist der Ernst und die Härte der Nachfolge. Andererseits gewinnt eben dieser Mensch schon im irdischen Leben alles. Er findet den Schatz im Acker. Er findet die kostbare Perle. Er findet eine neue Familie, eine neue Heimat, er findet das Leben. Nicht erst in der jenseitigen Welt, sondern schon hier. Gerade diesen Sachverhalt hat Jesus mit einer Meisterschaft der Sprache, die ihresgleichen sucht, formuliert – in einem Wort, das voll Paradoxie und Rätselhaftigkeit, aber auch voll Trost und voll Wahrheit ist. Es sei zum Schluß in seiner wohl ältesten Fassung zitiert, ohne die Überarbeitungen, die diesem Wort später noch zugefügt wurden: »Damals sagte Petrus zu ihm: Du weißt, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt. Jesus antwortete: Amen, ich sage euch: Jeder, der Haus, Brüder, Schwestern, Mutter, Vater, Kinder oder Äcker um meinetwillen verlassen hat, wird das Hundertfache dafür empfangen: Und zwar schon jetzt in dieser Welt wird er Häuser, Brüder, Schwestern, Mütter, Kinder und Äcker erhalten« (vgl. Mk 10,28–30).